

Postwachstumsökonomie – Eine Streitschrift

Rezension von: Johannes Steiner
August 2012

[Niko Paech: Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg
in die Postwachstumsökonomie. Oekom Verlag: München
2012, 155 Seiten, ISBN: 978-3-86581-181-3, € 14,95]



OK – einverstanden. Wir können nicht mehr so weitermachen wie bisher – unsere „geschundene“ Ökosphäre braucht eine Auszeit oder zumindest etwas Erholung, aber wir sind in einem Dilemma, brauchen unweigerlich Wirtschaftswachstum, damit es uns gut geht – oder? Als Alternative bietet Paech die „Postwachstumsökonomie“ an, in der zwar die industrielle Produktion drastisch reduziert werden würde, die aber dafür die Stabilität der Versorgung (Resilienz) fördere. Und als Extraplus wird auch die Aussicht auf mehr Glück in Aussicht gestellt. Dass sich bei der Verwirklichung der Postwachstumsökonomie scheinbar unlösbare Probleme auftun, verhehlt der Autor nicht. Letztlich wäre aber eine drastische Veränderung des menschlichen Konsumverhaltens und damit verbunden eine Hinwendung zu einer Postwachstumsökonomie unausweichlich.

Unser Wohlstand ist ein Kartenhaus

Unser Wohlstandsmodell wäre aufgrund seiner chronischen Wachstumsabhängigkeit unrettbar geworden. Den Wohlstand verdanke man aber umfassender ökologischer Plünderung. Das alte Modell des Wirtschaftswachstums habe ebenso wie unsere Ressourcen unbestreitbare Grenzen, die teilweise ohnedies schon überschritten seien. Über seine Verhältnisse zu leben sei aber kein Menschenrecht. Der globale Markt mit seinen überregionalen Markt- und Finanzdynamiken habe den immensen Konsum und auch unseren Mobilitätsanspruch zudem auf ein nicht mehr tragbares Niveau angehoben. Desto tiefer könne bekanntlich nur mehr der Fall sein.

Der Kampf mit der Hydra

Auch der Glaube, dass man bspw. mittels immer ausgefeilterer industrieller Arbeitsteilung und technischen Innovationen (Paech bezeichnet diese als „Effizienzmythen“) den Wohlstand weiter ansteigen lassen könne, ähnele dem Kampf mit einer Hydra, der für einen abgeschlagenen Kopf zwei neue nachwachsen. Die ökonomische Theorie verwechsle aber Effizienz mit gesteigerter räumlich-materieller Okkupation. „Wachsen im ökonomischen Sinn kann also nur das, was mittels Geld und Energie von außen zugeführt werden muss und deshalb nie ohne Zerstörung zu haben ist.“ Erhöhte Produktionskapazität hätte wieder einen gestiegenen Ressourcendurchfluss und gesteigerte Konsumation zufolge. Der technische Fortschritt, der uns mehr Wohlstand ermöglicht, wäre aber nichts „anderes als eine Abfolge von Übergängen zu höheren Ebenen des Energieverbrauchs.“ Spezialisierung und technischer Fortschritt (Schaffung neuer Wirtschaftsgüter: Energie aus Wind-, Sonnen-, Bioenergienutzung, seltene Erden für die IT-Branche, Elektroschrott...) würden nur auf einer Intensivierung der Ressourcenplünderung beruhen.

Raus aus dem Hamsterrad – weg mit dem Wohlstandsspeck

In unserer reizüberfluteten Konsumgesellschaft würde nicht nur der Energieverbrauch stetig steigen, sondern zudem noch unsere knappste Ressource, die Zeit, aufgezehrt werden. Auch das subjektive Glück wäre uns abhanden gekommen. Es wäre Zeit sich des Wohlstandsballasts zu entledigen und sich auf wesentliche Dinge zu konzentrieren: Wenige Dinge intensiver zu nutzen, bestimmte Optionen einfach souverän zu ignorieren, bedeute weniger Stress und mehr Glück. „Das einzig noch verantwortbare Gestaltungsprinzip für Gesellschaften und Lebensstile im 21. Jahrhundert heißt Reduktion – und zwar verstanden als Befreiung vom Überfluss, der nicht nur unser Leben verstopft, sondern unsere Daseinsform so verletzlich macht.“

Entgrenzung der Arbeitswelt – Tentakeln des nördlichen Wohlstandsmodells

Die Leistungsfähigkeit des Menschen würde ausgelagert an „Energiesklaven“ (technische Gerätschaften) und an ferne Orte und Menschen, die dort die „Drecksarbeit“ verrichten müssten, um

unseren Wohlstand und unser Besitztum zu vermehren. „Leistung“ und hoher Verdienst würden in unserer Gesellschaft vielfach nur mehr aus abstrakten (aber immer energieintensiveren) Prozessen geschöpft, die in keiner Relation zum tatsächlich vom Menschen Leistbaren stünden. Umso größer würden die Abhängigkeit und Anfälligkeit des Systems durch raumüberwindende Infrastrukturen. Nichtsdestotrotz erwiesen sich plündernde Lebensstile als vorbildhaft und global „ansteckend“. Man müsse daher zum menschlichen Maß zurückkehren, wider der körperlichen, räumlichen und zeitlichen Entgrenzung agieren – dies bedeute auch eine Rückkehr zur Sesshaftigkeit, denn das Glück wäre nicht, wie suggeriert, immer nur einen Flug entfernt.

Verkürzung der Wertschöpfungsketten

Eine zentrale Rolle spiele in der Postwachstumsökonomie die Verkürzung der Wertschöpfungsketten, die Förderung der mittleren Technologie (Hilfsmittel, welche die Produktivität menschlicher Arbeitskraft erhöhen, aber nicht ersetzen), wobei auf Industrieprodukte und konventionelle Verkehrsmittel als sparsame Ergänzung zurückgegriffen werden könne. Eine Verkürzung der monetär entlohten Arbeitszeit mittels Ergänzung durch Tätigkeiten zum Gemein- und Eigenwohl im entkommerzialiserten Bereich würde auch die Bedingungen schaffen, dass dieselbe Anzahl an Arbeitnehmern auch ohne Wachstum beschäftigt bleiben könnte. Zudem müssten Güter länger genützt und ausgeschöpft werden (Funktionalität, Reparaturen), sodass eine verringerte Produktionsmenge durch handwerkliche Leistung und selbst organisierte vermehrte gemeinschaftliche Nutzung abgedeckt werde.

Reduzierung von Abhängigkeiten

Unser künstlich am Leben erhaltenes Konsumverhalten sei das eigentliche Ausbeutungsinstrument, welches zeitliche, räumliche und körperliche Entgrenzung immer weiter vorantreibe. Aus dem Abhängigkeitsverhältnis würden Ohnmächtigkeit und Verlustängste resultieren. Die Gesellschaft sei in größter Abhängigkeit („peak everything“), daran würden auch „grüne“ Technologien nichts ändern, sondern in speziellen Bereichen sogar Verknappungen verstärken. „Die Entfesselung ungeheurer Kaufkraftzuwächse infolge weltweit verzweigter, Kostendifferenzen abschöpfender Herstellungsketten wird folglich mit einer nie dagewesenen Instabilität erkaufte.“ Der propagierte Nachhaltigkeitsbegriff müsse daher zusehends als Anforderung an erhöhte „Resilienz“ umgesetzt werden.

Von der Objekt- zur Subjektorientierung

Sowohl durch Modelle der relativen als auch absoluten Entkopplung von Wirtschaftswachstum und Ökologie wären „per se nachhaltige Technologien und Objekte“ nicht denkbar. „Allein *Lebensstile* können nachhaltig sein.“ Wir unterlägen aber strukturellen und kulturellen Wachstumszwängen, wobei der Konsum als Wettbewerb um soziale Hierarchien zu begreifen sei – ab einem gewissen Niveau (welches auch sozialpolitisch erwünscht wäre) gäbe es zudem keinen Zuwachs an Glück mehr, im Gegenteil.

Alternativprogramm Postwachstumsökonomie

Eine Postwachstumsökonomie müsse daher strukturelle und kulturelle Wachstumstreiber weitestgehend ausschalten. Deshalb beruhe sie auf einer Theorie der Subsistenz und Suffizienz. In einer „Ökonomie der Nähe“ müssten die Produktionsketten (bis hin zur Selbstversorgung) verkürzt werden, wofür sich auch regionale Währungen („Schwundgeld“) und Genossenschaften anbieten würden, welche regionale Verflechtungen (Transparenz, Interessenskongruenz, Empathie, direkte Demokratie) stimulieren könnten. Die Versorgung würde über entmonetarisierter Lokalversorgung, regionalökonomische Systeme auf Basis zinsloser Komplementärwährungen und als zu minimierende Restgröße, durch Leistungen aus globaler Arbeitsteilung, gewährleistet werden. Verringerte materielle Kaufkraft und Optionenvielfalt müssten aus Subsistenzpraktiken und Subsistenzleistungen abgedeckt werden. Die industrielle Produktion könne partiell ersetzt werden durch Nutzungsintensivierung mittels Gemeinschaftsnutzung (inklusive einem Dienstleistungsaustausch durch spezielle Fertigkeiten), Verlängerung der Nutzungsdauer (Instandhaltung und Reparatur: Produktion von Gütern könnte hinuntergeschraubt werden, zugleich kein Verlust an Konsumfunktionen) und Eigenproduktion (Ernährung, künstlerische und handwerkliche Leistungen: Tauschringe und Nachbarschaftshilfe, Pflegeleistungen, Unterricht etc.). Auch die Wirtschaft müsse sich anstelle der Expansion im Rahmen von Wachstumsneutralität mit Optimierung und Erhalt auseinandersetzen und kreative Substanz stärken, wozu auch erleichterte Arbeitszeitmodelle dienen sollten. Praktisch schließe sich dies auch in der Entwicklung modularer, reparabler und wiederverwertbarer Produkte nieder. Unternehmen, die dieses Nullsummenspiel betrieben, hätten folgende Merkmale: Instandhalter, Reparaturdienstleister, Umgestalter, Ersetzen von eigentumsgebundenen Konsumformen durch Services, Design von Dauerhaftigkeit, effizienter und langandauernder Verwendungsfähigkeit sowie Multifunktionalität.

Postwachstumspolitik

Der Abschnitt über Möglichkeiten der Politik hin zu einer Postwachstumspolitik fällt leider zu kurz aus (auch wenn der Autor dies mit einem Hinweis auf Platzmangel entschuldigt). Die umrissenen politischen Maßnahmen wären demnach: Geld- und Finanzmarktreformen – konkret wird die Finanztransaktionssteuer genannt; eine umfassende Bodenreform (!); die Durchforstung des Subventionsdschungels; Rückbau von Infrastruktur und Neuverwendung des gewonnenen Grundes; Kurswechsel im Bildungssystem (weg von „Nachwuchshedonisten“ mit globaler Entgrenzung als Lebenskunst hin zur handwerklichen Befähigung und Sesshaftigkeit); Ressourcenpolitik mit Festlegung von Obergrenzen; verpflichtende Auszeichnung von Produkten mit ökologischem Fußabdruck, Obergrenzen für Einkommen und Vermögen etc. Die politische Umsetzung dieser Forderungen sei aber nicht zu erwarten, da die Politik dem gesellschaftlichen Umdenken in Lebensstilfragen hinterherhinke, um kein Risiko einzugehen. Dies bedeute zugleich, dass man nicht an Politik oder Technik delegieren könne, sondern selbst aktiv werden müsse, denn: „Politische Entscheidungsträger werden sich erst zu einer Postwachstumspolitik ermutigt fühlen, wenn sie hinreichend glaubwürdige Signale für die Bereitschaft und Fähigkeit der Gesellschaft empfangen, diesen Wandel auch auszuhalten.“

Fazit

Die von Paech skizzierte Postwachstumspolitik sei laut eigener Einschätzung des Autors momentan zwar nur für eine Minderheit akzeptabel („wer wählt eine Politik, die eine weitere Ausübung des eigenen, nicht zur Disposition gestellten Lebensstils in Frage stellen würde?“), aber auf Grund der „immens gewachsene[n] Verletzlichkeit einer fremdversorgten und wachstumsabhängigen Existenzform“ wäre ein Wandel sehr wahrscheinlich, die Frage laute lediglich noch, ob dies 'by design or by disaster' geschehen werde. Zurzeit würde die Postwachstumspolitik aber „ohnehin jeden politischen Akteur überfordern, solange die Systemlogik zeitgenössischer Konsumdemokratien durch einen Überbietungswettbewerb in Bezug auf weitere Freiheits- und Wohlstandsversprechungen gekennzeichnet ist.“

Ein auf mehrfacher Entgrenzung basierender Konsum- und Mobilitätsstil sei aber weder ökonomisch zu stabilisieren, noch ökologisch zu legitimieren. Wer heute noch Wachstum propagiere, müsse an nicht weniger als zwei Entkopplungswunder glauben, nämlich hinsichtlich knapper Ressourcen und ökologischer Schäden. Die Postwachstumsökonomie sei aber kein Unterfangen des zusätzlichen Bewirkens, sondern des kreativen Unterlassens, welche auch Vorkehrungen für die soziale Abfederung des Rückbaus der arbeitsteiligen Industriegesellschaft beinhalte.

Auch wenn man Paechs Ansichten nicht in jeder Hinsicht teilen mag, so sei doch die Lektüre seines Buches empfohlen, welches sehr eloquent und mit aktuellen Beispielen unterlegt einen Beitrag zur Nachhaltigkeitsdebatte liefert und zum Weiterdenken anregen vermag.

Zum Autor: Niko Paech, seit 2012 ao.Prof. Lehrstuhl f. Produktion & Umwelt a. d. UNI Oldenburg, Vorsitzender d. Vereinigung für Ökologische Ökonomie (VÖÖ), Mitglied d. wissenschaftl. Beirats v. ATTAC; „einer der bedeutendsten Wachstumskritiker“ (S. 155).